

Vor einer Gottfried Keller-Ausgabe

Autor(en): **Günther, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **2 (1922-1923)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

einer scheinbar lebendigen Bewegung Fühlung zu haben. Jedoch ist es immerhin grotesk (und in peinlicher Nähe bei zahlreichen Nachrevolutionstypen), dem Jüngling das Wort Sozialismus in den Mund zu legen angeichts einer Lebensführung von mehr als wohlhabender Gemächlichkeit. So sinnlos es ist, sich mit politischen Schlagworten um seine Seele zu streiten: besteht man darauf, so kann hier nur das Wort „konservativ“ und „aristokratisch“ im lebendigsten und edelsten Sinn seinen Platz finden — nicht zwar im Sinne eines stumpfen Beharrens, nicht eines bleichen Aesthetentums. Lehrreich ist für Lekteres der Vergleich mit dem Verfasser der „Briefe eines Soldaten“*). Hier ein leuchtendes, im farbigen Abglanz rundum befriedigtes und erbautes Schönheitsgenießen, bei Braun dagegen ein ganzes unendliches Leben in allen Breiten und Tiefen zur Form gebändigt: Beide charakteristisch für die Ideale ihrer Nationen.

So enthüllt sich uns immer wieder als Otto Brauns tiefster Wesenszug: eine reine und äußerste Gläubigkeit dem Positiven des Lebens gegenüber. Fast wahllos macht ihn stellenweise seine begeisterte Ergriffenheit von allen Bedeutjamkeiten der Dinge und Werke und Bücher, seine Unfähigkeit, in Kritik als letztem Sinn und Leben zu finden. An das Leben als Ganzes kann man aber kaum zu viel glauben. Er glaubte an sich, glaubte an seine Bestimmung, seine Zukunft, bis an den Tag seines Todes. Wie hätte er anders sollen, wo Unehrllichkeit und Schwächlichkeit zum Ausruhen im Verneinen hernehmen? Er wollte nicht das Seine, wollte nicht in literatenhafter suffisanter Wichtignahme seiner selbst sich als faustisches Paradigma aufbauen, sondern er suchte allein sein Werk. Indem er so sich selbst restlos einsetzte, fand er sich selbst, indem er sein Selbst in einer schlichten männlichen Sachlichkeit band, wurde er selbst zum Bilde eines neuen reineren Menschentums, das in die Zukunft Wege weisen mag. Niemand wird dies Buch aus der Hand legen, ohne sich überströmt zu fühlen von der Gewalt des adeligen und sonnenhaften Wesens, das darin flüchtige Verkörperung fand. Nicht das *Was*, sondern das *Wer* ist hier von letzter Bedeutjamkeit. Darum möchte man zweifeln, ob die verheißenen weiteren Veröffentlichungen aus Brauns Nachlaß nicht mehr verwischen als vervollständigen können.

Vor einer Gottfried Keller-Ausgabe.

Von

Carl Günther.

Simmer, wenn ich in die fatale Lage gerate, literarischen Größenmessungen an Gottfried Keller beiwohnen zu müssen, kommt mir ein kleines Erlebnis in den Sinn: Wir hatten in einem weltentlegenen Kurhäuslein unsere Ferienkolonie aufgeschlagen, und eines Abends, nachdem die Kinder zu Bette gebracht waren und die „Leitung“ sich am Tisch im

*) Deutsch bei Rascher in Zürich.

windigen Pintelin zusammengefunden hatte, zog einer einen heimlich mitgeschleppten Band der „Zürcher Novellen“ aus der Tasche, rückte unter die fade, nüchterne Lampe und hob vorsichtig und versuchsweise an zu lesen: „Am 13. Februmonath 1783, als an Kaiser Heinrichs Tag, wie er noch heute rot im Züricher Kalender steht, spazierte ein zahlreiches Publikum aus Stadt und Landschaft nach dem Dorfe Kloten an der Schaffhauser Straße, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß...“ Und ob dieser gemächlich bewegten Sprache wurde es still im Raum, und der Vorlesende wurde fester; und es konnte schon still werden, denn wir vier von der Kolonieleitung waren die einzigen Gäste, nur in einer Ecke hatte sich noch ein verwahrlostes Männlein, ein Tagelöhner oder Wegmacher, hinter seinem Träsch eingeknistet und störte uns nicht. Er warf wohl etwa den Kopf auf, öffnete fragend den Mund und starrte herüber, — das straffte nur die Stimmung. Und so hielten denn die zürcherischen Milizen ihre Uebung ab, Salomon Landolt trat hervor, die rosenrote Staatskutsche rollte heran und ihre köstliche Fracht, der Distelfink. Die Dämmerung senkte sich über den heimkehrenden Landvogt und ließ in seinem Herzen den wehmütig-verwegenen Plan erstehen, die fünf alten Liebchaften um sich zu versammeln, Frau Marianne wurde vorgeführt, entsetzte sich über ihres Herrn Vergangenheit und nahm seinen Plan auf. Wir hörten noch die Geschichte vom Distelfinken: wie die zwei Verliebten die Kirschbäume setzen, und wie später über grüblerischen Stammbaumbetrachtungen das Verhältnis sich löst. Dann war es Zeit für uns, und man beschloß, aufzubrechen. Und über dem wirren Geräusch der rutschenden Stühle löste sich unserem stillen Zuhörer in der Ecke, der bislang keinen Mucks getan, die Zunge; er stand auf, man sah, er rang nach Worten, und über uns ergoß sich ein Preis der Schönheit der gehörten Geschichte, die einmal eine wahre Geschichte sei und nicht so ein erlogener Roman, und ergoß sich ein Lob der Größe des unbekanntem Dichters, wie ich ihn eindrucksvoller und ergreifender nie mit Namen habe nennen hören.

Das kleine Erlebnis fiel in die Zeit, da man noch Gottfried Kellers Werke in die soliden Leinenbände der einen Gesamtausgabe eingeargt wußte. Den Hort von Poesie konnte sich der Wohlhabende zulegen und verstauben lassen; dreißig Jahre lang blieb er Salonausstattung. Gottfried Keller hatte, wie sich sein Biograph ausdrückt, „sein ganzes Leben und Dichten mit einer edeln Tat bekräftigend“, seine Hinterlassenschaft testamentarisch öffentlichen Zwecken zugeführt. Man soll diese Tat würdigen und achten; man kann die Stiftungen beglückwünschen, die daraus Nutzen zogen; man muß das Gesetz begrüßen, das dreißig Jahre über den Tod des Künstlers hinaus sein Werk vor fremder Ausbeutung schützt — aber man darf es auch einmal aussprechen, daß im Falle Gottfried Kellers durch die gesetzliche 30jährige Monopolisierung des Vertriebs der Werke andere, höhere Interessen gelitten haben. Wo blieb das Menschenalter hindurch die billige Volksausgabe von Kellers Schriften, die schon auf Weihnachten 1890 hätte vorliegen müssen? Es verstrichen ungenützt die Jahrzehnte, während welchen Gottfried Kellers Werke bei uns zu einer tieferen Wirkung hätten kommen können als im ganzen übrigen Jahrhundert. Es

ist unfaßbar: Martin Salander liegt zur Zeit, da er von Seinesgleichen noch leicht verstanden worden wäre, in einer schwer erschwinglichen Gesamtausgabe — wer weiß, in welchem Bande — begraben, und erst heute, da wir fremde Hilfe brauchen, geschichtlich orientierende Einleitung und Kommentar, um ihn zu verstehen, wird das Buch jedermann zugänglich. Gerade von diesem Buch, glaube ich, hätte zur rechten Zeit eine wohlthätige Wirkung ausgehen können, nicht in den Kreisen der Literaten, für die es nicht taugt, aber unter den Brüdern des Mannes, von dem oben die Rede gewesen.

Es hat nicht sein sollen: der dreißigste Todestag des Dichters mußte erdauert werden. Aber jetzt, nachdem die Wartefrist überstanden ist: welche Flut von Ausgaben, welche Wut, Kellers Werke aufzulegen. Die Verleger sind Geschäftsleute, man wird also auch sagen dürfen: welcher Heißhunger, Keller zu lesen, oder wenigstens: welche Gier, sich mit seinen Werken „einzudecken“. Ich zähle einige umfangreichere Ausgaben auf: Verlag Cotta, Rascher, Bong, Bibliographisches Institut, Hesse und Becker, Inselverlag, Prophyläenverlag, Verlag Klinger, Deutschmeisterverlag, Verlag Knauer, Schroll, Klemm, Reclam, Verlag Buchverstand — das sind ihrer vierzehn, Anspruch auf Vollständigkeit ist nicht erhoben, und ungenannt bleiben die vielen Verleger, die nur vereinzelte Werke Kellers aufgelegt haben. Man wird über dem Segen das Wort des Buchhändlers gelten lassen: der Markt sei nunmehr mit Gottfried Keller gesättigt.

Nach Jahren wird dazu noch die von der Nachlaßverwaltung geplante offizielle historisch-kritische Gesamtausgabe kommen, der auch die erste Veröffentlichung von allem bisher Ungedruckten vorbehalten bleibt. Diese Ausgabe wird einmal nötig sein, aber es eilt nicht damit: hat die Volksausgabe dreißig Jahre lang auf sich warten lassen, so kann es die gelehrte ruhig sechzig Jahre lang tun. Was uns jetzt not tut, sind gute Keller-Ausgaben für die Lektüre, nicht für die Forschung. Von einer guten Keller-Ausgabe aber sei verlangt eine sorgfältige, liebevolle Behandlung des Textes; Erläuterungen seien auf das durchaus Notwendige beschränkt; der Herausgeber trete zurück, verschone uns mit selbstgefälligem, unnötig geistreichem Beiwerk, auch jage er nicht alle und jedes Hässlein in Dichters Gefilden auf.

Solchen Anforderungen entspricht in erfreulichster Weise die Ausgabe des Deutschen Verlagshauses Bong (Berlin), die mir vorliegt: „Gottfried Kellers Werke. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, von Max Zöllinger in Verbindung mit Heinz Amelung und Karl Polheim. 10 Teile in 5 Bänden gebunden.“ Die Leiter der „Goldenen Klassiker Bibliothek“ haben bei der Wahl der Herausgeber der Autoren oft genug eine glückliche Hand gehabt: es stehen Muster von Ausgaben in der Reihe. Und ihren besten Ausgaben schließt sich diese neue an. Den Hauptanteil hat der Zürcher Prof. Dr. Max Zöllinger: ihm war das Lebensbild und von den Werken alles, was speziell schweizerisches Lokalkolorit hat (Gedichte, Leute von Seldwyla, Züricher Novellen, Martin Salander, Vermischte Schriften) anvertraut; Karl Polheim gibt die Sieben

Legenden und das Sinngedicht, Heinz Amelung den Grünen Heinrich heraus. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Was die Arbeit der Herausgeber betrifft, so haben die Dichtungen — soweit sich das nachprüfen läßt — eine überaus gewissenhafte Textbehandlung erfahren. Das Beste konnte nicht überall getan werden, weil da und dort (auch bei schon veröffentlichten Schriften) die Nachlassverwaltung eine Vergleichung der Handschriften, soweit sich diese in ihrem Besitz befinden, nicht gestattete. Die offizielle historisch-kritische Ausgabe wird dann mit Neuheiten in Lesarten Staat machen. — Die Anmerkungen der vorliegenden Ausgabe, am Schluß des letzten Bandes vereinigt, sind knapp, sachlich und ordnen sich diskret dem Texte unter; mit außerordentlichem Geschick geben die Herausgeber immer in aller Kürze das für den gewünschten Aufschluß Wesentliche, was für durchgeschulte Gelehrsamkeit und weltläufiges Denken zeugt und Vertrauen erweckt. Sorgfältig zusammengestellte bibliographische Angaben bereichern die Anmerkungen.

Die Einleitungen zu den einzelnen Werken — die für mein Gefühl besser im Anhang den Anmerkungen eingeordnet würden — suchen fein und mit aller Zurückhaltung historisch-biographische Betrachtungen mit einer ästhetischen Würdigung zu verbinden, und manches gute Wort aus diesen kleinen Abhandlungen bleibt haften und regt an. Das Beste aber, was die Herausgeber geleistet haben, gibt das Lebensbild Gottfried Kellers, das Max Bollinger zum Verfasser hat. Man liest: Satz für Satz ein Bild, voller Gegenständlichkeit. Die umfassendste Kenntnis und gründlichste Durcharbeitung des Stoffes liegt diesem Lebensbild zum Grunde. Wie ist es gestaltet! Wie waltet Ordnung darin! Wie fein sind die Akzente verteilt! Man achte auf die kunstvolle Behandlung der Uebergänge, oder man gehe aufs Ganze und freue sich über den nüchternen Blick des Verfassers fürs Tatsächliche und staune, wie klar erfasst und menschlich warm durchleuchtet die Gestalt Gottfried Kellers auf diesen 50 Seiten uns entgegentritt — es ist eine Leistung.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Am 16. Mai könnten wir zum zweitenmal den Jahrestag des Beitritts der Schweiz zum Völkerbund feiern. Ursache zum Feiern hätten indes lediglich die damaligen Gegner des Beitritts. Politisch, wirtschaftlich, ja sogar moralisch könnte die Lage der Schweiz nicht gut schlechter sein. Bei aller Bedrängnis, die einer Schweiz außerhalb des Völkerbundes hätte warten können, wäre ihre Lage — trotz der zugegebenen Isolierung — insofern eine hoffnungsvollere gewesen, als sie im wesentlichen in ihrer völkerrechtlichen Persönlichkeit und daher auch Handlungsfreiheit und -fähigkeit unangetastet geblieben wäre. Die nicht mehr wegzuleugnenden Bindungen durch den Versailler Friedensvertrag haben uns seit zwei Jahren eine diplomatische und politische Schluppe nach der andern gebracht. Wir